

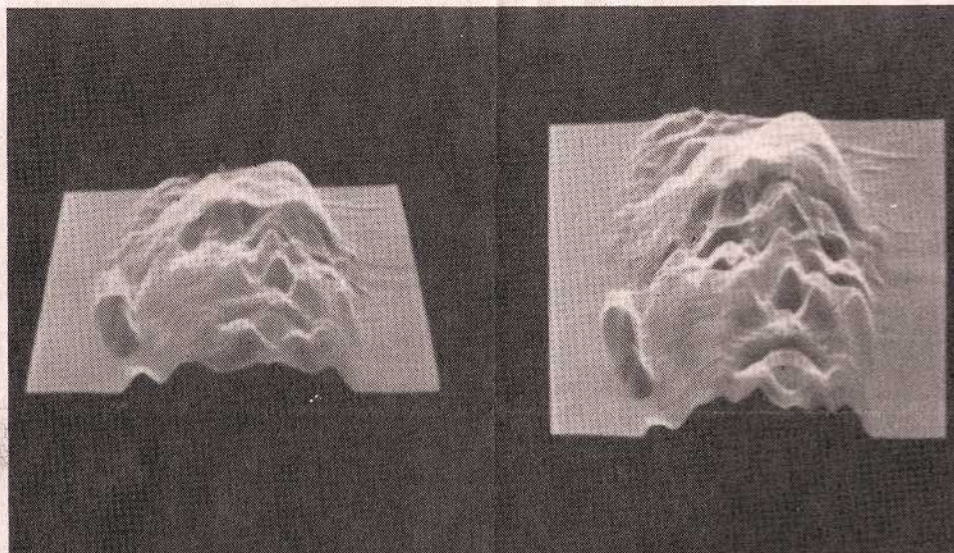
**D**as wichtigste Requisite des Linz-Besuchers ist ein noch unbeschriebenes Notizbüchlein, worin der Novize der elektronischen Künste die soeben erlernten Wortschöpfungen geflissentlich vermerkt. Nach wenigen Tagen schon beherrscht man den Jargon des orbitalen Zeitalters gut genug, um statt des ordinären Betthupferlkrimis (voraussichtlicher Mörder: der Bar-mixer) die abendliche Lektüre den ersten, noch um ihre Form ringenden Erzeugnissen der außerplanetarischen Lyrik zu widmen. Weltraumpoet Peter Weibel („Wir alle wollen eigentlich Orbiter sein“) überläßt das Raumschiff für ein Mußbeständchen der automatischen Steuerung und verfaßt, inspiriert von einer einarmigen Milchstraßennymphe, die jüngst am Bullauge des Spacegliders „Johnny Filter III“ vorüberschwebte, das galaktische Gedicht „Die geklonte Erde“.

Die Modellierung des Leibes führte zur Technik als Prothesen-Kultur zum geklonten Leib Computational Modelling und Cloning sind die avanciertesten Prothesen Der Mensch wird zum Prothesengott zum Herrn über seinen Leib über die Erde und das All (...) Eine ersetzbare geklonte Erde wird infinit reproduzierbar Die Erde verwandelt sich in eine unsterbliche gigantische Prothese

### Peter Weibel als Symptom

Seit einigen Jahren bereits kämpft Peter Weibel wacker für die Selbstgeburt der Erde aus dem Geist der Prothese — ein Projekt, das dort am überzeugendsten ist, wo hinter dem interstellaren small talk noch das besessene Stampfen der Junggesellenmaschinerie des 20. Jahrhunderts zu vernehmen ist. Die Welt ohne Mutter, Kopfgeburt von eigenen Gnaden: „The earth as Brainwork: selfmade reality / selbsterzeugte Welt“. Weibels ungebrochene Zukunftsvision ist das reine Paradies im Orbit, eine Mischung aus Perry Rhodan und dem Raumfahrtkapitel in der kleinen Kinderwelt von A-Z, vorge-tragen freilich mit dem todernsten Gestus des professoralen Medienonkels, der es sichtlich bedauert, noch nicht auf einer Umlaufbahn durchs All zu kreisen; der Sphärenblick aus der Kapsel als archimedischer Punkt für extraterrestrische Habitate — so leicht wird man sich wohl kaum vom Planeten schwindeln können.

Vorderhand erstaunlich an den meisten Vor- und Beiträgen der Linzer Symposien war die Selbstverständlichkeit, mit der hier jeder sein digitales oder eben bereits orbitales Süppchen aufbereitete, ohne zu bemerken, daß politische flower-power-Theorien einer „Resozialisierung“ durch autonome, über Telekommunikationsnetze verbundene Realitätsgemeinschaften aus Amateuren (Gene Youngblood) im Zeitalter von SDI wohl nicht allzuviel ausrichten werden, auch wenn man wieder emphatisch vom Individuum als wünschendem Wesen spricht und den Künstler zum munter schaffenden Handwerker striegelt: „Beim Künstler scheint dies bereits erfüllt zu sein. Denn er gestaltet seine Welt ungebrochen von Auflagen und sogenannten Sachzwängen“ (G.J. Lischka). — Amen. Solche Naivitäten glaubte man längst überwunden, doch die Experten der sogenannten Computerkultur reden ihren Sponsoren nolens volens nach dem Mund. A propos Sponsoren: Die wollen mit ihrem Geld der Bevölkerung zeigen, was das langweilige Terminal aus dem Büro sonst noch alles kann. „In diesem Sinne freuen wir uns...“ — der Siemensknabe lächelt artig und klatscht immer dann besonders heftig, wenn eines der von ihm bezahlten Video-Smarties gar so bunt ausgefallen ist, daß es auch noch seinen Kindern gefallen möchte. Die neuen Realitätsgemeinschaften, das sind die alten Allianzen ohne die früheren Vorbehalte. Man will ins Pluriversum und landet doch nur bei Siemens auf der Lohnliste. Die Videokünstler, so lassen die



Steina und Woody Vasulka: Transformation

# Prothesen für das Pluriversum

## Die Computerkultur Tage Linz.

Von einer „Videomanie“, wie Veranstalter ORF eine Programmleiste nannte, ist nichts zu spüren. Statt sich dem herrschenden Konformismus zu widersetzen, liefern die Videohofkünstler gefällige fast food-Bildchen und das einzig Erstaunliche an den meisten Vor- und Beiträgen ist die Selbstverständlichkeit, mit der jeder sein digitales oder bereits orbitales Süppchen aufbereitet.

Von Stephan Settele

Fernsehbosse stolz verlauten, seien Schlange gestanden, um einen fünfminütigen Clip für die *ars electronica* machen zu dürfen.

### Chance vertan

Dabei ist von einer „Videomania“, wie der ORF eine Programmleiste optimistisch nannte, beileibe nichts zu spüren. Wo während des gesamten Jahres kein Wort über Video (abgesehen nur von einer Ausgabe der „Kunststücke“) verloren wird, verkommt das einwöchige Spektakel im Spätabendprogramm zum kurz auflodernden digitalen Christbaum, dem post festum sogleich wieder der Strom abgedreht wird, da man weit davon entfernt ist, aus den „anderen Bildern“ (die oft so anders gar nicht waren) Konsequenzen für den eigenen, öffentlich-rechtlichen Umgang mit Bildern zu ziehen. Daß es aber eben darauf ankäme, lassen jene Videobänder ahnen, die nicht bedenkenlos in das ärmliche Gehopse der Clips einfallen, sondern bereits jetzt an den zerbrechlichen, hybriden Bildern arbeiten, in denen der japanische Medientheoretiker Akira Asada die Chance für eine Umwälzung der traditionellen Repräsentationsverhältnisse angelegt sieht. Das digitale Bild sei universell mit anderen, teils bereits bestehenden, teils im Computer aufgebauten Bildern verkettbar, und diese Kreuzungsfähigkeit und Umkehrbarkeit einer Bildgenese ohne Vorbild werde die Grenzen zwischen Modell und Realität, Bild und Abbild, schließlich von Subjekt und Objekt nachhaltig aufweichen. Der ORF wäre besser beraten gewesen, wenn man sich über diese Entwicklungen Gedanken gemacht hätte, anstatt einen wild zusammengewürfelten Videomarathon zu inszenieren, der die Ignoranz vergangener Jahre mit dem Flair eines geplünderten Bauchladens aufzuwiegen versucht. Die Geschichte der Videokunst zu entwerfen wäre eine wichtige und herausfordernde Aufgabe gewesen, hier

hat man indes vor lauter Präsentationsfreude und wohl auch aus mangelnder Kompetenz zu keiner durchgearbeiteten Form mehr gefunden, ganz zu schweigen von der glänzenden Idee, mit der Fußball-WM konkurrenzieren zu wollen.

### digital mama: Idee zweier Schizophrener

Doch zurück zur Substanz, zum Nachdenken über die Digitalkultur: Als die „Idee zweier Schizophrener“ bezeichnet Akira Asada etwas kokett seine in Zusammenarbeit mit dem französischen Psychiater Felix Guattari („Anti Ödipus“) entwickelten Thesen vom „Syndrom der elektronischen Mutter“. Nirgendwo sei die Elektronik so weit in die alltäglichen Verrichtungen jedes einzelnen eingedrungen wie in Japan, wo die Allgegenwart der Videomauern das Land, das nie einen „Kapitalismus der Väter“ erlebt hat, in eine digitale Flüstertüte verwandelt habe. Europäern und Amerikanern muß — auch wenn sie des Japanischen mächtig sind — das delirierende, von jeglichem Sinn entbundene japanische Fernsehen rätselhaft bleiben, für Asada stellt es die eine Infantilgesellschaft liebkosende Amensprache dar. Ausgehend von Jacques Lacans Modell des vorsprachlichen Imaginären (Spiegelstadium, narzistische Identifikation mit dem eigenen Bild) und des Symbolischen als Regime der Sprache (Gesetz des Vaters, Repräsentation in der Sprache), beschreibt Asada die japanische Gesellschaft als eine im Wortsinne *infantile*, d. h. nicht sprechende, deren digitales Equipment dazu diene, sich in der trügerischen Sicherheit der imaginären Umarmung durch die flimmernde Megamutter zu suhlen. Wenn jedoch der Stecker abgezogen wird, wenn die Videomutter ihren Narziß verläßt, tritt die ganze Gewalttätigkeit dieser prekären Spiegelwelt offen zutage.

Schwankte Asadas Darstellung der Digitalwelt zwischen der Hoffnung auf eltern-

lose, atheistische Bilder ohne Ursprung und einem infantilen, von rasenden Mad Max-Japanern bevölkerten Terrain repressiver Terminals, so wollte Bazon Brock die Frage nach der universalen Simulation — gegenwärtig das Lieblings-thema der Computertheoretiker — weniger dramatisch gestellt wissen. Brock glaubt, daß wir vor einer Neuauflage des mittelalterlichen Bilderstreites um die Möglichkeit substanzlosen Geistes jenseits der leiblichen Existenz stehen, nur dürfe man annehmen, daß die Möglichkeit der totalen Simulation von Bildwelten nicht sogleich alle bestehenden Abbildverhältnisse zunichte machen werde. Vielmehr wird man lernen, die Simulation als eine bestimmte Erscheinung der *einen* Wirklichkeit zu sehen, vielleicht verwandt der Haltung gegen andere, nicht direkt wahrnehmbare Phänomene wie Radiowellen oder Radioaktivität.

### Schaufenster der Effekte

Mit solcherart komplexen ästhetisch-theoretischen Fragestellungen haben die gegenwärtig produzierten Videobänder jedoch wenig im Sinn, im Gegenteil will es scheinen, daß die Euphorie über die Fähigkeiten der neuen Paint Box- und Fairlight-Computer nun zu einem visuellen Showdown knalliger Effekte führt, dem Gequitsche ähnlich, das auf den ersten Audio-Synthesizern veranstaltet wurde; — weit hinter das zurückfallend, was Leute wie Bill Viola, Thierry Kuntzel und Ed Emschweiler mit vergleichsweise primitiven Technologien längst erreicht haben, nämlich Video als ein Medium des Auftauchenden und Verschwindenden, der Metamorphosen und irritierenden Spiegelungen zu verwenden — Bilder, denen anzusehen ist, daß sie ihre Existenz diskreten Stromstößen verdanken und nicht den gefüllten Schatullen des staatlichen Tabakmonopols. Konnten Len Lye oder Norman McLaren mit ihren Auftragsarbeiten vor vierzig Jahren noch bahnbrechende Marksteine für die Entwicklung des Avantgardefilms setzen, so liefern die Videohofkünstler der postindustriellen Gegenwart gefällige *fast food*-Bildchen, die — wie bei Inge Graf und Zyx — bestenfalls dekorative Kinderzimmer-tapeten abgeben. Gerade angesichts dieses Ausverkaufs stünde es der *ars electronica* nicht übel an, wenn man deutlicher auf Positionen hinweisen würde, die sich dem herrschenden Computerkonformismus widersetzen und Bedenken anmelden gegen den eingezählten Countdown ins *new age*. Bilder gegen den Strich zu bürsten — davon will die smarte Generation der Auftragskünstler nichts mehr hören.

In Linz war es einzig der fünfzigjährige Woody Vasulka, seit den sechziger Jahren maßgeblicher Pionier des computerunterstützten Video und Mitbegründer des New Yorker Künstlerpools „The Kitchen“, der seine Unsicherheit in der Einschätzung der gegenwärtigen Entwicklung offen aussprach. Vasulka mißtraut den glitzernden Regieplätzen an monströsen teuren Supercomputern, auf denen allzuoft nur mäßige Aufgüsse der industriell genormten Clips entstehen. Er hat seine Gerätschaften buchstäblich vom Sperrmüll geholt und so lange bearbeitet, bis die Bilder jene grobkörnige Utopie adäquat zu fassen vermochten, von denen sein Band „The Commission“ anekdotisch erzählt: Der mittellose Paganini erhält vom wohlhabenden Komponisten Hector Berlioz 20.000 Francs für eine Partitur — „ein außergewöhnliches Vorkommnis unter Künstlern“ und eine Auftragsarbeit der anderen Art.

Eine Veranstaltung von der Größe der *ars electronica* weiß sich natürlich auch die nützlichen Idioten standesgemäß zu halten, und so waren es schon eher pubertäre Schulbubenstreichere denn Proben der angekündigten „Metamystik“, die die Künstlergruppe Minus Delta t, die man in einigen Containern vor dem Brucknerhaus einquartiert hatte, dem Programm hinzuzufügen imstande war. Nachdem ihr Radioprogramm ungehört über der benachbarten Donau versandt war, mußten die besoffenen Mediamystiker auf den ärgsten Häuselschmäh zurückgreifen und grölten bei jeder Gelegenheit unflätige Nazi-Marschlieder. Ein trauriger Haufen.